

Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Schriftleiter: J. B. J. Etienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 24

Wiesbaden, den 14. September 1919

37. Jahrgang

Kirchl. Wochenkalender

Sonntag, 14. Septbr.:	Kreuzerhöhung
Montag, 15. Septbr.:	Alomedes
Dienstag, 16. Septbr.:	Cornelius
Mittwoch, 17. Septbr.:	Hildegard
Donnerstag, 18. Septbr.:	Josef von Rupertino
Freitag, 19. Septbr.:	Jannarius
Sonntag, 20. Septbr.:	Eustachius

Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten. Evangelium des hl. Matthäus 6, 24—33

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den einen hassen und den andern lieben, oder er wird sich dem einen unterwerfen und den andern verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch: Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet, noch für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung? Betrachtet die Vögel des Himmels; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen: und euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht viel mehr als sie? Wer unter euch kann mit seinen Sorgen seiner Lebenslänge ein Elle zusehen? Und

warum sorget ihr ängstlich für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht und spinnen nicht: und doch sag' ich euch, daß selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde, welches heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen! Sorget also nicht ängstlich und saget nicht: Was werden wir essen, was werden wir trinken, oder womit werden wir uns bekleiden? denn nach allem diesem trachten die Heiden. Denn euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürft. Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch dieses alles zugegeben werden

Zum Besten der Jugend

(Fortsetzung.)

Es leuchtet ein, daß bei der großen Geistes-
ernenerung im 16. und 17. Jahrhundert bei
der Erziehung der Jugend die weiblichen Or-
densgesellschaften nicht zurückblieben. Drei neue
Stiftungen wollen wir namhaft machen, die
Salesianerinnen, die Ursulinerinnen und die
Englischen Fräulein.

1. Die Kongregation der Salesianerin-
nen verdankt ihren Ursprung den beiden Sei-
ligen Franz von Sales und Franziska
Johanna von Chantal. Der hl. Franz
von Sales brauchte als Bischof für seine Diö-
cese eine Frauenkongregation, die ihm in seinen
verschiedenen Seelsorgearbeiten zur Seite stan-
den. Er entwarf Statuten und berief zur
Führung des Klosters die heiligmäßige Witwe
Franziska von Chantal, die sich schon längere
Zeit seiner Seelenführung anvertraut hatte.
Ueber Franziska von Chantal ist in der vorigen
Nummer ausführlich die Rede gewesen. Mit
28 Jahren Witwe geworden, lebte sie ganz
nach den Vorschriften der heiligen Schrift für
Witwen. Von der Welt zog sie sich zurück
und widmete sich ganz der häuslichen Arbeit
und der Erziehung ihrer Kinder. Unter Lei-
tung des hl. Franz von Sales machte sie große
Fortschritte in der Vollkommenheit und ent-
wickelte unbewußt die Tugenden für die Lei-
tung des Klosters, zu der sie der heilige Bischof
berief. Mit 38 Jahren nahm sie mit noch zwei
anderen den Schleier. In vielen schweren Bein-
sackungen und Prüfungen reifte sie zu großer
Geistigkeit heran. Im Alter von 69 Jahren starb
sie im Jahre 1641. 1767 wurde sie heilig
gesprochen.

Der Ordenszweck war ursprünglich nach dem
Plane des hl. Franz, die Frömmigkeit zu
pflegen und Kranke und Notleidende zu besu-
chen, gleichsam nach dem Vorbild Maria's Ein-
sachung (daher auch der Name „Schwestern von
der Heimsuchung"). Später wurde aber die
Erziehung von Töchtern, namentlich aus den
höheren Ständen, Hauptzweck.

Die Regel ist die des hl. Augustinus, die
aber vom hl. Franz von Sales entsprechend
den neuzeitlichen Anforderungen abgeändert
wurden und als ein Wunder von Weisheit,
Milde und Umsicht bezeichnet werden müssen.
Die Salesianerinnen tragen einen schwarzen
Habitus mit Gürtel, ein weißes Brusttuch, ein

silbernes Kreuz und, was uns besonders auf-
fällt, ein schwarzes Stirnband. Der Orden
wurde 1618 vom Papste bestätigt. Die ein-
zelnen Klöster stehen unter dem Bistum der
Diözese, in der die Niederlassung besteht. Ge-
neraloberin haben sie keine. Gegenwärtig zählt
der Orden etwa 170 Häuser mit etwa 7000
Schwestern. Er ist in Frankreich, Deutschland,
Italien, Oesterreich, Spanien, Portugal, Bel-
gien, Holland, England, Schweiz, Polen, Syrien
Nord- und Südamerika verbreitet. In der

Ein Bild ist mir ins Herz gegraben,
Ein Bild so schön und wundermild.
Ein Sinnbild aller guten Gaben
Es ist der Gottesmutter Bild.
In guten und in bösen Tagen.

Diözese Limburg besteht keine Niederlassung,
aber an der Grenze, in Moschovis bei Koblenz.

2. Der Orden der Heimsuchung
Maria ist die Wiege der Herz-Jesu-
Andacht, indem sich der Herr der Schwester
Margaretha Maccoque aus diesem Orden
im Kloster Baran-le-Monial bediente, um
durch sie die Pläne der Vorsehung zu ver-
wirklichen. Die Selige war 1647 geboren.
Schon im Elternhause hatte sie viel zu leiden.
Zwei Menckboten setzten ihr so zu, daß man
sie oft weinend und betend in einem Winkel
des Hauses antraf. Sie näherte sich oft nur
von der Milch und dem Obst, das ihr gute
Leute brachten. Im Alter von 23 Jahren trat
sie in das Kloster zur Heimsuchung in Baran-
le-Monial ein. Hier hatte sie wieder viel
mitzumachen. Während sechs Jahren war sie
nur fünf Monate lang gesund. Sie wurde oft
bitter zurückgesetzt, mit Mißtrauen behandelt,

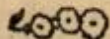
wozu sich noch Seelenleiden aller Art gesell-
ten. Diese arme einfache Klosterfrau nun
wählte der Herr, um durch sie die Herz-Jesu-
Andacht einzuführen. Margaretha wurde meh-
rerer Erscheinungen gewürdigt, wovon drei von
der Kirche als echt anerkannt sind, das sind
die vom Jahre 1673, 1674 und 1675. Die
bedeutendste ist die vom 16. Juni 1675. Es
war am Sonntag innerhalb der Fronleich-
namsoctav, als sie vor dem ausgefachten Aller-
heiligsten betete. In dieser Erscheinung klärte
sie der Heiland auf über den Gegenstand, den
Beweggrund, die Übung und den Lohn der
Herz-Jesu-Andacht, indem er ihr sein Herz,
von Feuer umgeben, von glühenden Dornenkränzen
umrankt und von einem Kreuze überragt, zeigte
und sprach: „Ich habe dieses Herz, das die Men-
schen so sehr geliebt hat, daß es nichts zurück-
hielt und nichts schonte, ja, sich ganz erschöpfte
und verzehrte, um ihnen seine Liebe zu ver-
zeigen. Zum Lohne dafür erhalte ich von den
meisten Un dank durch die Verachtung, die Un-
ehrerbietigkeit, die Sakrilegien, die Missethaten,
womit man mir in diesem Sakramente der Liebe
begegnet. Was ich aber am schmerzlichsten
empfinde, ist, daß selbst Seelen, die mir be-
sonders geweiht sind, mir noch Unbilden zu-
fügen. Darum verlange ich von dir, daß der
erste Freitag nach dieser Octav als ein beson-
deres Fest zur Verehrung meines Herzens be-
stimmt werde, damit man an demselben durch
eine feierliche Abtönung Genugthuung leiste und
die hl. Communion empfangen zum Ersatz für
die Unbilden, die ihm zugefügt wurden, wäh-
rend es auf den Altären zur Anbetung aus-
gesetzt war. Ich verspreche dir, daß mein Herz
sich erweitern werde, um in überreicher Fülle
die Wirkungen seiner Liebe über alle diejenigen
auszugießen, die ihm diese Ehre erweisen und
sich bemühen, daß sie auch von anderen ihm
erwiesen werde.“ Der Jesuitenvater B. de la
Colombriere und der Beichtvater der Seligen,
ebenfalls aus dem Jesuitenorden, beides heil-
igmäßige Männer veranlaßten die Selige, die
Erscheinungen und die Mitteilungen des Herrn
aufzuschreiben und die nötigen Schritte bei
der kirchlichen Behörde zu tun, um die Wünsche
des Heilandes ausführen zu lassen. Gleich-
wohl dauerte es noch lange Zeit, bis die
Forderungen erfüllt wurden. Für die Geley-

gebung der Kirche sind Privatoffenbarungen nicht maßgebend, sondern nur die Zeitgemäßheit der geplanten Einrichtung und der Nutzen für das Heil der Gläubigen. Die damalige kirchliche Leitung hielt die Zeit noch nicht für gekommen. Erst auf Bitten vieler Bischöfe und anderer hochgestellten Personen hat Papst Clemens XIII. am 28. Januar 1765 die Feier des Herz-Jesu-Festes für die ganze Kirche erlaubt.

Raum war sie eingeführt, als sich die Gegner erhoben und leidenschaftlich gegen die neue Andacht eiferten. Die größten Hindernisse bereiteten die Jansenisten und Josephiner und der moderne Unglaube. Mit List und Gewalt ging man vor. Gelbstrafen wurden auf die Andacht gesetzt. P. Max Hell S. J. in Wien mußte 600 Gulden Strafe zahlen, weil er Schriften über diese Andacht verbreitet hatte. Kanonikus Fast in Wien bezahlte ebenfalls Strafe und mußte überdies im Gefängnis sitzen. Zur Zeit der französischen Revolution gab es Märtyrer für die Herz-Jesu-Andacht. Die Verehrung eines Bildes des göttlichen Herzens galt als ein todeswürdiges Verbrechen. Aber trotz aller Verfolgungen feierte diese Andacht nicht bloß innerhalb des Ordens der Heimsuchung, sondern ganz allgemein im katholischen Volke herrliche Triumphe. Im Jahre 1856 erklärte die Ritterskongregation, daß fast keine Diözese mehr bestünde, die nicht diese Andacht eingeführt habe. Ganze Länder weihen sich dem göttlichen Herzen. So Tirol im Jahre 1796. Papst Pius IX. selbst ein langer Verehrer des heiligsten Herzens, sprach Margarethe Alacoque 1864 fest.

Die Herz-Jesu-Andacht ist gegenwärtig wohl die beliebteste Andacht in der katholischen Kirche und gewinnt immer mehr Liebhaber. In allen Kirchen und in vielen Familien findet man geschnitzte oder gemalte Bilder des göttlichen Herzens, in der Form, wie sie der seligen Klosterfrau aus dem Orden der Heimsuchung erschienen ist.

Dre.



Die selige Johanna vom Kreuz

Sie war eine Tochter spanischer Eltern. Schon als Kind wurde sie von Gott durch Zeichen und Wunder ausgezeichnet und fand sie an Abtötungen und harten Bußübungen ihre Freude. Verangewachsen, sollte sie sich nach dem Willen des Vaters verehelichen. Sie entfloß aber heimlich aus dem Hause und begabte in einem benachbarten Kloster Aufnahme. Die Klostertöchter rief die Klosterfrauen zusammen und sagte ihnen, daß sich ein Mädchen gemeldet habe, dessen Verschidenheit und Verstand einem Engel aus dem Paradiese gleich sei, und gewiß habe sie der Herr gesandt. Unterdessen hatte der Vater ihre Spur gefunden und fand sich im Kloster ein. Als er sie erblickte, rief er die fürchterlichsten Flüche und Verwünschungen aus. Sie fiel auf die Knie und bat und flehte, man solle sie im Kloster lassen, wohin der hl. Geist sie berufen habe. Da riefte der Herr das Herz des Vaters, daß er einwilligte und ihr noch den Segen gab.

Im ganzen Klosterleben war eine Kette von Verdummungen, Leiden und selbst auferlegten Bußwerken. In der Betrachtung des Leidens Christi konnte sie sich nicht genug tun. Der Herr vergalt ihr diese Liebe mit vielen hohen Gnaden. Auch erfreute sie sich der sichtbaren Gegenwart ihres Schutzengels, mit dem sie sich unterhielt wie mit ihresgleichen. Da man das wußte, so kamen viele zu ihr, um von ihrem Engel Auskunft über Seelenangelegenheiten zu erbitten.

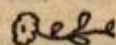
Johanna war erst 28 Jahre alt, als sie wegen ihrer Heiligkeit und Gottwohlgefälligkeit zur Klostertöchterin gewählt wurde. Dieses Amt übte sie gewissenhaft aus. Es entging ihr nichts, und für jede kleine Uebertretung wurde eine Strafe verhängt, aber in Liebe und Bescheidenheit. Gott verlieh ihr die Gabe der Wunderkraft in so hohem Maße, daß sie sogar Tote erweckte, in Sprachen redete, die sie nie gelernt hatte, über die Geheimnisse der Ewigkeit in gelehrtten Worten sich unterhielt und in die Zukunft schaute.

Gleich ihrem Ordensstifter, dem großen hl. Franziskus, erhielt sie die Wundmale des Gekreuzigten aufgedrückt. Da sie aber ihr zuviel Verlegenheit bereiteten und sie in den Augen ihrer Umgebung zuviel erhoben, bat sie Gott unter Tränen, diese Zeichen seiner sichtbaren Gnade von ihr zu nehmen. Ihr Gebet wurde erhört, dafür aber bekam sie innerliche Schmerzen, als wenn ihr glühende Nägel in den Leib gehöhrt würden. Vierzehn Jahre lang wurde sie von fürchterlichem Kopweh geplagt. Die Schmerzen wühlten in ihrem Körper, daß ihre Glieder ganz gebogen wurden.

Als sie in ihre Todeskrankheit fiel, sang sie: „O, mein gütigster Herr, laß uns wegziehen! O, mein süßester Jesu, laß uns von dammen reisen!“ Sie starb im Jahre 1524.

„Hart scheint Vielen dies Wort: Verleugne dich selbst, nimm dein Kreuz auf dich und folge Jesu nach. Aber viel härter wird es sein, jenes letzte Wort zu hören: Weichet von mir, ihr Versuchten, in das ewige Feuer. Wer nämlich das Wort vom Kreuze gern hört und befolgt, der wird nicht fürchten dürfen, das Urteil der ewigen Verdammnis anzuhören.“

Siehe, auf das Kreuz kommt alles an, und am Sterben ist alles gelegen, und es gibt keinen anderen Weg zum Leben und zum wahren inneren Frieden, als den Weg des heiligen Kreuzes und der täglichen Abtötung. Gehe, wohin du willst, suche, was dir beliebt, und du wirst keinen höheren Weg über dir und keinen sichereren unter dir finden, als den Weg des heiligen Kreuzes.“ (Nachfolge Christi, Buch 2, Kapitel 12).



Schöne Glaubenstreue

Groß sind die Gnaden, welche uns aus dem hl. Meßopfer beständig auflehen; groß soll auch unser Bestreben sein, so oft als möglich diesem hl. Meßopfer beizuwohnen.

In der Zeit der französischen Revolution waren alle Kirchen geschlossen, und auf die Abhaltung des Gottesdienstes in den Gotteshäusern waren die härtesten Strafen gesetzt. Um so größer war der Eifer der Priester und Gläubigen, die hl. Geheimnisse im Verborgenen zu feiern. Leider war dies auch nicht überall möglich, weil viele Priester grausam verfolgt wurden und sich verborgen halten mußten, um ihren Herden erhalten zu bleiben.

So hatte auch der Pfarrer einer kleinen Gemeinde der Bretagne seine liebe Pfarrei verlassen müssen. Kein Priester wollte mehr in der ganzen Umgegend, das hatten die Häcker und Verfolger erreicht.

Und doch war die Polizei eines Morgens nicht wenig überrascht, die Glocken der Kirche läuten zu hören. Sofort wurde eine starke Abteilung Revolutionsoldaten dahin entsandt. Sie trafen die ganze Gemeinde um die Kirche herum, auf den Knien betend. Die Kirche war wohl verschlossen und kein Priester ließ sich sehen.

„Was tut Ihr denn hier?“ fuhr der Anführer den ersten frommen Peter an, den er antraf.

„Wir hören die hl. Messe an.“

„Was? Ein Priester wagt es, hier die Messe zu lesen, trotz des strengen gesetzlichen Verbotes und der Regierung zum Troh!“

„Beruhigt Euch. Die hl. Messe wird nicht hier gelesen. Unser Pfarrer hat uns vor seiner Abreise versprochen, jeden Sonntag zu dieser Stunde, wo er sich auch immer befinden werde, die hl. Messe für uns lesen zu wollen. Und diese hl. Messe hören wir jetzt jeden Sonntag hier an.“

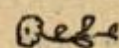
Der Kommandant, der wenig Verständnis für solche Dinge besaß, lachte hell auf und bemerkte höhnisch: „Ich glaube, daß Ihr nicht mehr bei Sinnen seid, wenn Ihr meint, in einer solchen Entfernung der Messe Eures Pfarrers beizuwohnen.“

Da verfehlte ihm der Bauer: „Mein Herr, für uns scheint so etwas nicht unmöglich. Das Gebet macht ja noch weit längere Wege, es steigt ja von der Erde zum Himmel, zum Throne Gottes. Wir sind zwar nicht in einer

Kirche, da der Eingang uns verwehrt wird, aber vier Meilen wir bei der Kirche auf dem Friedhof, auf den Gebeinen unserer Eltern und Vorfahren, deren Glauben wir bis zum Tode getreu bleiben werden.“

Die Polizei gab sich damit zufrieden und ließ die braven Leute bei ihrer Andacht. Jeden Sonntag zu derselben Stunde erklangen die Glocken des Dorfes wieder und riefen die Gläubigen zur hl. Messe, die in weiter Ferne auf englischem Boden gefeiert ward; und jeden Sonntag fuhren die Dorfbewohner fort, die hl. Messe in obiger Weise anzuhören, bis bessere Zeiten kamen und der treue Pfarrer zu seinen treugehebenen Herde zurückkehren konnte.

Wie beschämend ist diese Glaubenstreue und dieser Eifer für Katholiken, welche aus geringfügigen Ursachen oder gar aus Trägheit die hl. Messe Sonntags vernachlässigen!



Der Peter und seine drei Eier

Ein Student kam von der hohen Schule in das heimliche Dorf zurück. Es war gerade Zeit zum Abendessen. Neben dem Salat standen zwei Eier. Die Mutter bedauerte, im Augenblicke nicht mehr zu haben. Dem Sohne ging's wie manchem seines Standes, die Einbildung auf seine „Gelehrtheit“ hing an, sich breit zu machen. Die Gelegenheit schien ihm günstig, seine Weisheit auszukramen. „Es sind ja drei Eier da“, fing er wichtig an. Die Mutter sah erst noch einmal auf die zwei Eier in der Tasse und dann auf die Bille ihres Peters; sie schien zu forschen, ob seine Augen gelitten hätten oder sein Verstand. Peter aber fuhr selbstgefällig fort: „Wo zwei ist, so lehrt die Wissenschaft, da ist auch eins; eins und zwei macht drei, also sind drei Eier da.“ Die Mutter war stumm vor Staunen, der Vater aber sagte: „Mut' er, wozu ist das gut, daß wir einen so gelehrten Sohn haben! Nimm du das erste Ei, ich nehme das zweite, Peter mag dann das dritte haben.“ So geschah's. Und der „gelehrte“ Peter kam zwischen zwei Stühlen, hier zwischen zwei Eiern zu sitzen. Der Vater — Peter wußte schon, daß mit ihm nicht zu wästen sei — sagte heute Abend wenig mehr; am andern Morgen aber wusch er dem Peter den Kopf, „Dummes Zeug“, „Schwamm“, „Einbildung“, das alles kam dabei in Anwendung. Peter war kuriert, und der Vater war wieder freundlich wie zuvor.



Rede die Wahrheit

Ein erfahrener alter Gefängnisgeistlicher erzählt folgende Begebenheit:

Vor einigen Jahren wurde mit ein junger Kaufmann nach Verbüßung einer dreijährigen Gefängnisstrafe zur Abschiedsunterredung zugelassen. Er war aus Berlin und hatte dort ein junges Weib mit einem Kinde. „Was soll nun aus mir werden?“ fragte er. Ich ermahnte ihn, streng bei der Wahrheit zu bleiben und Gottes Gebot allzeit vor Augen zu haben. Doch wandte er mir ein, daß er nun nirgends eine Stelle erhalten werde, wenn er wahrheitsgemäß sage, wie er wegen Betrugs drei Jahre Gefängnis erlitten habe. Gleichwohl versprach er fest, künftig nicht mehr zu lügen. Nach längerer Zeit besuchte mich ein elegant gekleideter Herr, in dem ich den früheren Sträfling kaum erkannte, und erzählte mir folgendes: „Gleich nach meiner Ankunft in Berlin begab ich mich nach einem der größten Geschäfte und fragte, ob ich Stellung bekommen könnte. Ich wurde dem Prinzipal vorgeführt und legte ihm meine früheren, sehr guten Zeugnisse vor, die er sorgfältig prüfte. Nun kam die gefürchtete Frage: „Wo waren Sie in den letzten drei Jahren?“ Mein Herz klopfte mir, als ich antwortete: „In der Strafanstalt zu B.“ — „Weshalb wurden Sie bestraft?“ — „Wegen Betrug.“ — „Wie

können Sie es wagen, das alles so offen zu sagen, während Sie doch denken können, daß ich Sie unter solchen Verhältnissen nicht beschäftigen kann.“ — „Mein dortiger Seelsorger hat mir geraten, immer die Wahrheit zu sagen, und ich habe ihm dies versprochen.“ — „Nun, mein Lieber“, war die Antwort des Prinzipals, „haben Sie Ihrem Seelsorger auch versprochen, fortan treu und ehrlich zu sein in Ihrem Berufe?“ — Als ich dies bejahte, reichte mir der alte Herr die Hand und sagte: „Weil Sie das eine Versprechen so treu gehalten und die Wahrheit gesprochen auch an Gesicht des offenbaren Schadens, will ich Ihnen glauben, daß Sie auch das andere Wort halten und mir treu dienen werden.“ Was hundert andern erst glückt nach wochenlangem Suchen, das hatte ich beim ersten Gang gefunden, weil ich der Wahrheit die Ehre gegeben.“ So erzählte der Sträfling, der nun in glücklichen Verhältnissen lebt.

Eine ernste Stunde

Die Glocke der Josephskirche hatte soeben die Mittagsstunde verkündet. Jetzt machte sich allerthalben eine Ruhepause bemerkbar. Auch die Fabriklore strömten die Arbeiter: leer und still wurde es auf den Bauplätzen, und hier und dort sah man die Handwerker ihren Wohnungen zuschreiten. Auch in dem Büro des Rechtsanwalts Reichenberg hatte man die Tätigkeit ruhen lassen. Der jüngste Schreiber war bereits hinausgeschritten; ihm folgte sein Kollege, ein blasser, schwächlicher, zwanzigjähriger Mann, und als Letzter rüstete sich der besahnte Bürovorsteher Leisfeld, der Freund und Vertraute des Rechtsanwalts. Der Bürovorsteher war ein gebeugter, grauhaariger Herr mit gutmütigen Gesichtszügen und klugen, ernstblickenden Augen, die ein gutes Teil Lebenserfahrung verrieten. Er entledigte sich jetzt langsam seines Arbeitsrockes, dann warf er noch einen Blick über sein Pult und wollte hinausgeschreiten. Als er nun an dem Tisch seines Nebenmannes, des 20-jährigen Schreibers, vorüberging, blühte er sich und hob ein zusammengebrücktes Zetteln auf, daß er achtlos in den Papierkorb werfen wollte. Ehe er jedoch sein Vorhaben ausführen konnte, mußte legend ein Umstand seine Aufmerksamkeit erregt haben, denn er stützte plötzlich und glättete dann hastig das unscheinbare Papierstück. Der Zettel entstammte augenscheinlich einem Notizbuch und war mit dem Namen eines Vergnügungslokales bedruckt. Neben einigen Personennamen waren flüchtig hingeschriebene Zahlen notiert, die der alte Mann mit zusammengezogenen Augenbrauen betrachtete. Dann nickte Leisfeld vor sich hin, als ob er jetzt eine langgehegte Beirachtung bestätigt sehe, und schritt dann gebeugten Hauptes hinaus. Als am Nachmittag der schon erwähnte blasse Schreiber wieder in das Büro trat, musterte ihn der alte Leisfeld mit prüfenden Blicken, die von dem jungen Manne indessen nicht bemerkt wurden. Ohne aufzuheben, arbeitete der Schreiber an seinem Pulte. Er schien nicht darauf zu achten, was um ihn her vorging. Ein quälendes Gefühl schien beständig sein Inneres zu bewegen, denn hin und wieder atmete er tief auf und stützte für einen Augenblick den Kopf in die Hand. Einmal aber schaute er auf, als Herr Reichenberg eintrat und den Geldschrank aufschloß, der dicht hinter den Männern an der Zimmerwand stand. Der Rechtsanwalt entnahm dem Schrank einige Kassenscheine, zählte sie sorgfältig durch und verschloß sie dann in einem Briefumschlag, den er versiegelte und adressierte und dem jüngsten Schreiber zur Beforgung übergab. Dann wechselte Reichenberg einige Worte mit seinem Bürovorsteher und schritt hierauf in sein Zimmer zurück, wobei er die Tür des Geldschrankes angelehnt ließ, wie er es gewohnt war, wenn er im Nebenzimmer arbeitete. Nun herrschte einen Augenblick tiefe Stille in dem Raum, die nur durch das Krabbeln der Fetein auf dem Papier unterbrochen wurde. Dann warf der alte Leisfeld in plötzlich auf-

tauchender Besorgnis einen raschen, forschenden Blick zu seinem Nebenmann hinüber und suchte gleich darauf plötzlich erschrocken zusammen. Die Augen seines jungen Arbeitsgenossen waren starr auf den Geldschrank gerichtet. Seiner Rechten war der Federhalter entfallen und die Hand lag, zur Faust geballt, auf der Platte des Pultes. Schwer und keuchend entstieg der Atem seiner Brust und wie in gewaltsam unterdrückter Begierde erzitterten seine Glieder. Dann schien ein verblickter Entschluß in dem jungen Mann emporzusteigen — kaum merklich wandte er den Kopf und schaute mit bangem, zögerndem Blick zu dem Bürovorsteher hinüber, der augenscheinlich eifrig schreibend an seinem Pulte stand — dann näherte er sich mit zwei unhörbaren Schritten dem Reichtum bergenden Schrank und zwangte die Hand durch den Spalt. Suchend tastete er nach dem Behälter, der das Papiergeld barg — jetzt fühlte er Lüsternde Scheine unter seinen Fingern — ein rascher

Die Arbeit hoch

„Die Arbeit hoch!“ — So ist entbraunt
Der stolze Ruf in Stadt und Land;
Und weil des Weltetruges Preis,
Das Spiel mit Menschenblut und Schweiß,
Und weil des Lasters Dienerschaft
Stets aus dem Schlamm der Faulheit kroch
Stimmt alle ein: Die Arbeit hoch!

Die Arbeit, frei, von Pflicht gelenkt,
Ist's, die uns alle Güter schenkt;
Was meine Hand aus Pflicht erschafft,
Ist mein durch ew'ger Sühnung Kraft.
Mein Recht, das hab' ich nur von Gott
Creibt mit dem Recht die Menschheit Spott,
Dann wehe diesem Schandgeschlecht!
Drum hoch die Arbeit und das Recht!

Doch blick' ich in der Zeiten Nacht:
Wer hat die Arbeit erst gebracht
Zu Ehren, — wer zu unserem heil
Gab uns das Recht, die Pflicht zuteil,
Wer streute auf der Armut Pfad
Des Lichts und der Hoffnung Saat;
Und sagt das Böse — wer zerstört's? —
Das Kreuz! — Drum dreimal hoch das Kreuz!

Das, Freunde mit der rauhen Hand,
Sei unser Lied in Stadt und Land!
Denn Arbeit, die der Haß nur lenkt,
Die kann nicht schaffen, die zersprengt;
Wollt Ihr der Arbeit Blüte sehn,
Dann müßt Ihr hin zu Christus gehn.
Drum hoch das dreimal hehre Pfand
Der Arbeit an des heilands Hand!

Franz Eichert.

Griff und behutsam zog er die gefüllte Hand zurück. Der junge Dieb beachtete nicht die Summe, die er genommen; in zitternder Eile und mit wildwobendem Herzen wollte er jetzt den Raub in seine Brusttasche schieben, als eine bebende Hand seinen Arm ergriff und eine tiefen, traurige Stimme hinter ihm sagte: „Sie dürfen das Geld nicht nehmen, Herr Peters!“ Mit todbleichen Zügen wandte der Ertapte sich um. Hinter ihm stand der alte Vorsteher, nicht minder bleich als er selbst, und mit einem bittenden Ausdruck auf den gutmütigen Gesichtszügen. Ein leiser Schredensschrei entwand sich den Lippen des Schuldigen. „Still, um Gottes willen!“ flüsterte der alte Mann. „Still — wenn Herr Reichenberg Sie hört, ist alles verloren!“ — „Herrgott, was habe ich getan!“ flüsterte fassungslos der Dieb; doch Leisfeld flüsterte hastig: „Legen Sie das Geld in die Kassette zurück — rasch, rasch, ehe das Unglück über Sie kommt und Ihren Namen mit Schande bedeckt!“ Mit hastiger Bewegung, als ob er glühendes Eisen

in der Hand gehalten hätte, warf Peters die Scheine in den Behälter zurück; dann fühlte er sich zu seinem Schreibtisch gezogen und stand hier mit zitternden Knien, beide Hände vor das Schamergelächte Gesicht gedrückt. Er sprach kein Wort, aber ein qualvolles Stöhnen drang zwischen seinen Fingern hindurch. Als er sich jetzt an der Schulter berührt fühlte, hob er den Kopf und schaute furchtlos in das bleiche Gesicht des Vorstehers. Auf's neue überkam ihn jetzt das Entsetzen über seine Tat, denn auf den ersten Bängen des alten Mannes glaubte er nur die unerbittlichste Pflichterfüllung zu lesen. „Sie werden mich der Polizei übergeben“, sagte er, sich zusammenraffend, „aber mir geschieht ganz recht, denn ein Dieb gehört nicht unter ehrbare Menschen! Aber meine Mutter, meine arme Mutter!“ er wimmerte leise. Der strenge Blick des alten Mannes wurde weich. Ein Jucken lief über seine Züge. Dann sagte er leise: „Ihr Vergehen soll in meiner Brust begraben sein, wenn Sie aufrichtig gestehen, wie Sie dazu gekommen sind, Ihre Hand nach fremdem Gute auszustrecken?“ — „Ich bin in schlechte Gesellschaft geraten und habe viel Geld verspielt“, stammelte Peters in neu erwachender Hoffnung. „Man hat gedroht, meine Teilnahme an dem Spiel Herrn Reichenberg zu melden, wenn ich nicht bis morgen Abend meine Schulden bezahlt hätte; eine Summe aus dem Geldschrank zu nehmen und zu entziehen.“ — „Und Ihre alte Mutter? Hätte sie nicht vor Scham und Schand ins Grab sinken müssen?“ — „Ich hätte Sie um Verzeihung gebeten und wäre dann in ein fremdes Land geflohen, um ein neues Leben zu beginnen.“ — „Trotzdem würde die Schuld auf Ihnen lasten; weder die Verzeihung der Mutter, noch die Flucht aus der Heimat würden den Diebstahl ungeschehen machen!“ entgegnete ernst und verweisend der alte Mann. Dann fügte er entschlossen hinzu: „Wie hoch belausen sich Ihre Schulden?“ — „Auf ungefähr sechshundert Mark“, stammelte der junge Schreiber mit gesenktem Blick. „Sie haben die Wahrheit gesagt, denn ich fand heute mittag den Zettel, auf dem Sie die einzelnen Beträge notiert hatten“, erwiderte Leisfeld. „Und nun hören Sie mich an, Herr Peters: ich will Sie nicht untergehen lassen. Weil ich weiß, daß Sie bisher ein ehrbarer Mann und Ihrer Mutter ein guter Sohn waren... Kommen Sie heute Abend in meine Wohnung; ich strecke Ihnen das Geld vor, damit Sie Ihre Schulden bezahlen — still, Sie brauchen mir nicht zu danken, denn ich hoffe ja selbst auf Barmherzigkeit.“ Er konnte nicht weiter sprechen, denn mit unterdrücktem Aufschluchzen hatte der blasser, junge Mensch seine Hände ergriffen und drückte sie in leidenschaftlicher Dankbarkeit, indessen der Vorsteher mit langsam bewegter Stimme fortfuhr: „Ich selbst habe einen Sohn, der vor vielen, vielen Jahren über den Ozean floh, um der irdischen Gerechtigkeit zu entgehen. Auch er hatte eine Schuld auf sich geladen, und ich hätte ihn retten können, wenn ich gewollt hätte. Aber damals hatte ich die Menschenkenntnis noch nicht, die ich heute habe, und wußte ich auch nicht, wie leicht ein bedrängter Mensch auf Abwege geraten kann. Doch hoffe ich auf Gottes Barmherzigkeit — vielleicht gibt er mir noch den verlorenen Sohn zurück!“ Eine kurze Pause entstand, die nur durch das leise Schluchzen des geretteten jungen Mannes unterbrochen wurde. Dann streckte Leisfeld ihm die Hand entgegen. „Versprechen Sie mir, nie wieder eine Karte anzurühren“, sagte er eindringlich. „Diese Stunde muß ein Wendepunkt in Ihrem Leben darstellen; denken Sie stets an Ihren Fehler zurück, wenn die Versuchung wieder über Sie kommt — vergessen Sie nie, daß Sie am Rande eines Abgrundes gestanden haben!“ Der Tag ging zur Neige, und die Soane wollte versinken. In dem Raum aber, wo soeben ein reumüttiger Mensch dem Leben neu geschenkt war, fiel ein letzter, goldener Sonnenstrahl. Seltsamerweise traf er das graue Haupt des alten Bürovorstehers, so daß es auslief, als ob sich ein verklärter Schimmer auf den Scheitel des gebeugten Mannes legte. War es eine Verheißung, ein Segen von oben?

Robinetta

133

Roman von Rati Douglas Wiggins.

Nachdruck verboten.

Etwas später kam dann die Krankheit meines Vaters und sein Tod. Damals hatten wir schon viele Diensthofen, aber meine Hände hatten es nicht verlernt, sich zu beschäftigen. Ich reichte meinem Vater die Arznei, wechselte seine Linsen, öffnete seine Briefe und beantwortete sie, soweit es in meiner Macht stand. Ich schloß ihm Lust zu und streichelte ihm den schmerzenden Kopf. Schließlich kam das Ende.

War meine Mutter und ich hatten, kaum ausgegangen, uns an unser neues Leben zu gewöhnen, als auch sie erkrankte. Ich genügte ihr nicht, sie sehnte sich nach meinem Vater und schied sich an, ihm zu folgen. Monate lang hatten meine Hände wieder Arbeit, und als meine Mutter starb, lagen ihre Hände in den meinen. Die Zeit verging. Ich bemühte mich, ein Haus in ein Heim zu verwandeln, und meine Zeit und Kraft, wie eine gute Frau es sollte, dem Wohle meines Mannes zu widmen, aber ach, so ungenügend, so mangelhaft, denn ich war gar zu jung und unerfahren. Es währte nur wenige Monate, dann trat der Tod zum drittenmal in mein Leben; ich war kaum zwanzig. Und jetzt haben meine Hände zum ersten Mal, seit ich denken kann, nichts zu tun, aber nicht für lange Zeit. Ich will nicht, daß sie ruhen. Sie sollen sich nützlich machen, sie sollen müde werden!

Lavendar, der den heißen Wunsch hegte, diese kleinen Hände in die seinen nehmen und küssen zu dürfen, richtete sich auf und legte seine eigenen langen, braunen Finger auf die Mauer — Männerhände, wohlgeformt, schlank und für die Arbeit geschaffen.

„Mir scheint, ich habe nichts getan!“ rief er. „Sie sehen so jung aus, so frei wie der Vogel in der Luft, als wenn mühselige Sorgen Ihnen stets ferngelegen hätten, und doch haben Sie einen tieferen Blick ins Leben hinein getan, als ich! Es kommt mir so vor, als habe das Leben mich nur leise an der Schulter berührt, um mich dann unbeachtet stehen zu lassen. Diese meine Hände haben nie ein wirkliches Tagewerk vollbracht, Mrs. Loring, denn sie waren nur die Diener eines widerwilligen Herrn. Als junger Mensch haßte ich meinen Beruf, und obgleich ich mich hoffentlich um keine Arbeit herumgedrückt habe, so tat ich jedenfalls nicht mehr, als unbedingt nötig war.“

Er schloß einen Augenblick und sprach dann langsam weiter: „In der letzten Zeit ist mir manchmal der Gedanke gekommen, daß man seine ganze Seele ins Leben hineinstecken müßte, wenn es wirklich einen Wert haben, wenn es Leben und nicht nur Existieren bedeuten soll — und daß das zu zweien vielleicht.“

Verlegen hielt er inne, in dem Bewußtsein, zuviel gesagt zu haben.

„Leichter wäre“, ergänzte Mrs. Loring ruhig, „man könnte einander helfen, falls man den gleichen Idealen nachstrebt. Glücklicherweise gibt es kaum einen Menschen auf der Welt, der so einsam ist, wie ich, und ich bin also gezwungen, mir selber zu helfen. Aber Sie haben Schwestern; sind die Ihnen nichts?“

„Nicht viel“, gestand Lavendar. „Die eine schon, aber die ist leider verheiratet und in Indien! Die andere — nun, sie ist eine sehr aufrichtige Schwester.“ Er lachte und blickte auf. „Wenn mein bester Freund die Ansicht hätte, die meine Schwester Anah von mir hat, wenn sie ihn krank und frei meinen Charakter stigmatisierte, würde ich tief in seiner Meinung sinken... und vielleicht müßte ich sogar Anah recht geben.“

„Unfinn, mein lieber Freund!“ rief Robinetta in dem mütterlichen Ton, den sie zuweilen anzuschlagen liebte — ein Ton, den Lavendar unerträglich fand. „Wir sollten niemals selber die uns angeborenen Eigenschaften herabsetzen. Meine Ausrüstung ist auch nicht besonders großartig, aber ich bin entschlossen, meine Kraft bis aufs Letzte auszunutzen ehe ich sterbe.“

„Das Leben scheint Ihnen sehr interessant, nicht wahr?“

„Interessant? Es ist geradezu spannend! Auch Sie werden das finden, wenn Sie sich entschließen, es gründlich auszukosten.“ Robinetta glitt von ihrem Sitz herunter. „Da ist Carnaby! Er winkt; es ist Zeit, daß wir zum Bahnhof gehen.“

„Das Leben würde mir bedeutend interessanter erscheinen, wenn Carnaby mehr durch Abwesenheit glänzte“, bemerkte Lavendar, aber Robinetta gab sich den Anschein, ihn nicht gehört zu haben.

7.

Am nächsten Tage sah Robinetta abermals Lavendar im Boot gegenüber. Diesmal ging die Fahrt nicht aus jenseitige Ufer, sondern den Fluß hinab.

Es war den beiden gelungen, selbständig ins Freie zu entkommen, was sehr einfach klingt, aber recht schwer zustande zu bringen ist, wenn man sein Vorhaben vor verschiedenen Hausgenossen vertreten soll und keine triftigen Gründe dafür anzugeben weiß. Glücklicherweise war Mrs. de Trach nicht gern allein, so daß Miss Smeardon sie auf Schritt und

Bescheidenheit

Bescheidenheit, die sei dein Ziel,
Nicht Reichtum und nicht Macht;
Wie oft sind sie des Windes Spiel —
Ein schlichtes Herz vermag sehr viel,
Und das sei deine Pracht!

Den Turm, der hoch vom Berge schaut,
Wirft Gott oft in den Sand;
Jedoch das Nest, von Moos gebaut,
Mit zarter Vögelin süßem Laut,
Schützt sorglich seine Hand.

Tritt begleiten mußte, und heute fand in einem benachbarten Pfarrhause ein Verkauf von Handarbeiten statt, bei dem Mrs. de Trach ihre Abwesenheit für nötig fand. Robinetta hatte sich bald nach dem Lunch zurückgezogen und der sich langweilende Carnaby war ebenfalls nach einigem Umherirren verschwunden, um eigene Zwecke zu verfolgen.

Lavendar wanderte langsam bis zu der am Ende der Allee befindlichen Pforte, schritt dann wieder zurück und wagte kaum seinem Blick zu trauen, als er sah, daß Mrs. Loring aus dem Hause trat und zögernd, wie unwillig über den einzuschlagenden Weg, vor der Tür stehen blieb.

„Sollen Sie spazieren gehen? Oder darf ich Sie zu einer Bootsfahrt einladen?“ Lavendar näherte sich ihr und bemühte sich vergeblich, nicht übereifrig zu erscheinen.

Robinetta sah ihn einen Augenblick an, gleichsam, als lese sie in ihm wie in einem Buche, und sagte dann freimütig: „Ja, gewiß; ich wüßte nichts, wozu ich mehr Lust hätte. Aber wo bleibt Carnaby?“

„Der verabschiedete Carnaby!... Ich meine, ich weiß es nicht und es ist mir auch gleichgültig. Ich habe seine Gesellschaft schon heute zu viel genossen, als daß ich mich noch nach ihm sehnte.“

„Nun ja, er schaut freilich wie eine Elster, aber ich fürchte, er verliert hier seine verhängnisvolle Zeit, so ganz ohne Altersgenossen. Wirklich, wie ich bin, passe ich doch noch besser zu ihm, als Tante Trach oder Miss Smeardon. Aber trotzdem wird meine Tante niemals mein Benehmen gegenüber dem Jungen — oder gegenüber wem es sonst auch sei —

begreifen. Ich gab mir solche Mühe“, fuhr Robinetta fort, „als ich hier ankam, den rechten Ton ihr gegenüber anzuschlagen, aber ich habe ihn nie zu treffen vermocht, vermutlich gerade weil ich mich so anstrengte. Zu Hause bedurfte es gar keiner solcher Anstrengungen.“

„Sie meinen in Amerika?“

„Ja, natürlich, da bemühte ich mich gar nicht und dennoch scheinen meine Freunde mich stets zu verstehen.“

„Glauben Sie, daß Sie sich jemals in England zu Hause fühlen könnten?“

„Ich habe nie geglaubt, daß England mir so aus dem Herzen wachsen würde. In den ersten regnerischen Tagen, als ich hier noch fremd war und beständig auf die tiefenden Bedern hinausblinnte und jedesmal, wenn ich den Mund öffnete, fühlte, daß ich etwas Verstecktes gesagt habe: da meinte ich, in diesem Lande niemals auch nur eine Stunde froh sein zu können. Aber in den letzten schönen Tagen haben sich meine Gefühle geändert. Ich erinnere mich wieder daran, daß England die Heimat meiner Mutter war, und alles wäre herrlich, wenn mir nur ein wenig Zuneigung entgegengebracht würde.“

„Das wird vielleicht noch kommen!“ Um keinen Preis hätte Lavendar diese Worte unterdrücken können, aber sein Ton ließ nicht ahnen, welchen Sinn er ihnen beilegte.

„Ich fürchte nicht“, erwiderte sie leise, im Gedanken an Mrs. Trachs kühles Wesen. „Ich bin mehr amerikanisch, als englisch, mehr die Tochter meines Vaters, als die Nichte des Admirals; vielleicht empfindet meine Tante das instinktiv... Aber wenn wir rudern wollen, will ich jetzt hinausgehen und mich umkleiden.“

„Nein!“ rief Lavendar. „Wenn ich Sie nicht augenblicklich der gefüllten Menge entreiße, verliere ich Sie sicherlich wieder! Haben Sie keine Angst, ich werde Sie noch vor Dunkelwerden heim und trocken nach Hause bringen.“

Wald führten sie stromaufwärts, an den Obstgärten vorbei, die sich auf den Wirtshaus umgebenen Anhöhen hingen. Lavendar wolte sich aufs Meer hinauswagen, aber Robinetta zog den Fluß vor, deshalb ruderte er nahe an das Ufer heran, wo die Strömung weniger stark war und wo das Boot leise schaukelnd, fast ohne einen Ruder Schlag, entlang glitt.

Nachdem sie eine Weile geredet hatten, trat eine Pause ein, die Robinetta endlich mit den Worten unterbrach: „Fast könnte ich wünschen, Mr. Lavendar, daß Sie die Juristerei an den Nagel hängen und einen Beruf wählen möchten, der Ihnen weniger widersteht. Wissen Sie, mir scheint, daß Sie sich treiben lassen, statt selbst zu rudern! Ich habe viel nachgedacht über das, was Sie mir am Strand in Weston sagten.“

„Unabhängiges Wesen!“ rief er, dem Thema ausweichend. „Waren diese treuen Arme nicht, seit wir uns kennen lernten, jeden Tag zu Ihren Diensten bereit? Denken Sie an all die Mühen, die Sie dem Fuhrmann hätten geben müssen, wenn ich nicht gewesen wäre! Doch ich weiß, was Sie meinen. Ich habe noch nie einen Menschen getroffen, der so ehrlich seine Ansicht sagt, wie Sie, Mrs. Loring; ich vergesse nichts, davon können Sie überzeugen sein.“

„Und wie ist es mit der aufrichtigen Schwester? Sagt die Ihre Meinung nicht auch ehrlich?“

„O, die dringt mir bis auf die Oberfläche der Dinge. Sie hingegen forschen nach den treibenden Kräften und den höheren Idealen. Ich muß gestehen, daß von letzteren wenig bei mir zu finden ist, und daß ich von den letzteren viele besitze, ohne ihnen nachgestrebt zu haben.“ Lavendar ließ die Ruder ruhen und blickte nachdenklich vor sich hin. „Ich würde wohl so weiterleben wie bisher, meine Arbeit auf meine Weise tun und mich an gewissen Dingen erfreuen... wenn nicht...“

„Aber das bedeutet nicht Leben!“ rief sie. „Das ist nur Existieren. Erinnern Sie sich nicht:

Gleich einem Baume zu wachsen
Bessert den Menschen nicht!

(Fortsetzung folgt.)